

Kleinere Mitteilungen.

Die Ahnenfeier der Botlókoa. — Den Berichten des Missionsuperintendenten Knothe entnehmen wir folgende interessante Mitteilung (siehe „Berliner Missionsberichte“ 1885, S. 378) über die jährlich wiederkehrende Ahnenfeier des im Transvaallande wohnenden Botlókoavolkes: Im Sommer, wenn das Korn auf den Feldern reift, versammelt sich das ganze Volk der Botlókoa, aus allen Stämmen derselben Männer, Weiber und Kinder, jedoch nur die ehelich Geborenen, bei dem Berge Botlókoa, wo der Ursitz des Volkes war; die unehelich Geborenen sind durchaus von solchen Zusammenkünften ausgeschlossen. Der Häuptling gießt Bier vor der Menge aus, als ein Sprengopfer für die Ahnen, und die rings versammelten Knaben und Mädchen lecken davon ein wenig auf. Währenddessen lassen die in der Nähe im Gebüsch sorgsam versteckten Pfeifer die wunderlichen und wundersam klagenden Töne ihrer dem Volke unbekannten Zauberpfeifen erschallen, welche das Volk für Götterstimmen hält. Von hier begibt sich jeder Stamm nach Hause und zwar auf den Hofraum des Unterhäuptlings. Es wird hier nochmals auf die sogenannten „Majhoma“, d. h. die zum Gedächtnis der Ahnen daselbst gepflegten Blumen, deren jede einen oder eine der Ahnen bedeutet, Bier ausgegossen. Dabei ertönt die besonders für dieses Fest bestimmte Pauke Boßilo, und die Menge singt Klagegesänge, etwa des Inhaltes: Batho bescho ba huile ba fedile — Bokhonoane le Maathamäla u. s. w. — le thalechalale le robale cha botse — d. h. die Unseren sind gestorben, sie sind alle geworden, Bokhonoane und Maathamäla u. s. w. (es werden die Namen der Ahnen aufgezählt, mit Zwischenrufen, wie yoo! yoo! — o weh! — seid selig, ruhet sanft). Die Gesänge werden aus dem Stegreif gedichtet, von einem oder etlichen angestimmt, und die Menge fällt dann ein und wiederholt dieselben Worte. Die ganze Nacht hindurch hält man an mit Singen ohne Pause. Beim Aufgang der Sonne wird die Pauke in den Wald getragen und mit einem dichten Gehege umgeben. Die Menge schart sich ringsum, und es wird weiter gepaukt und gesungen den ganzen langen Tag bis zum Untergang der Sonne.

Weikkolins Reise durch das Ovamboland. — Der finnische Missionar Weikkolin hat in der Zeit vom 22. August bis 19. September 1884 von seiner Station Omandonga — im Ondongagebiete — aus eine Reise zum Kuneneßfluß bis nach Humbi, dem portugiesischen Posten an der Nordseite jenes Flusses, gemacht. Sowohl beim König Negumbo von Ukuambi, als auch bei Haikera, dem Herrscher von Klein-Ombandja, deren Gebiete er auf seiner Fahrt berührte,

fand er eine freundliche Aufnahme. Der Kuneneß hatte gerade einen niederen Wasserstand; denn nach Weikkolins Messungen betrug seine Breite nur 100 Faden und die Tiefe 3 Faden (siehe „Missionstidning för Finland“ 1885, S. 21 f.).

Trauerfeierlichkeiten bei den Papua an der Doreh-
bai. — Der durch seine sprachlichen Arbeiten auch in weiteren Krei-
sen bekannte holländische Missionar van Hasselt dürfte wohl einer der
besten Kenner papuanischer Sitten und Gebräuche sein, wie sie an der
Dorehbai im nördlichen Teile Neuguineas herrschen. Wir teilen daher
aus seinen Beobachtungen einiges über die bei den dortigen Papua
üblichen Trauerfeierlichkeiten mit. Nimmt bei einem Papua die Krank-
heit einen solch ernsten Charakter an, daß der Tod des Patienten zu
befürchten ist, dann eilen alle Verwandte und Freunde herbei, um den
Kranken noch einmal zu sehen. Das ganze Sterbehaus ist daher ge-
wöhnlich zum Erdrücken voll, und durch Zigarrenrauch der Besucher
wird die Luft so verschlechtert, daß in einem solchen Raume der
Aufenthalt für einen Europäer fast unerträglich ist. Der Kranke wird
übrigens von Frau und Kindern oder sonstigen Angehörigen treu ver-
pflegt, soweit diese sich überhaupt auf die Behandlung eines Patienten
verstehen. Schon einige Tage vor dem erwarteten Tode erheben die
Frauen ein furchtbares Geheul, in welches dann in der Sterbestunde
selbst die Männer und Söhne und sonstige nahe Verwandte des Ster-
benden einfallen. Der Totengesang wird von dazu gemieteten Frauen,
meistens Witwen, in klagendem, heulendem Tone gesungen. Ein solches
Lied, welches nicht ohne poetischen Reiz ist, besingt die Tugenden
des Verstorbenen; letztere sind freilich meist von zweifelhaftem Cha-
rakter, z. B. der Verstorbene sei ein Mambrie (Held) gewesen, der mit
tapferer Hand so und so viel Feinde getötet habe. Bei einem mehr
friedliebenden Manne besingt man nur die häuslichen Tugenden, be-
sonders seine treue Sorge für Frau und Kinder. Dieser Klagegesang
wird manchmal schon angestimmt, wenn der Kranke nur in einer Ohn-
macht liegt. Er wacht er aus derselben, so sagt man sehr naiv: „Er
war schon tot, aber er ist wieder zurückgekommen.“ Die wirkliche
Trauer der Hinterbliebenen ist wohl zu unterscheiden von der Trauer
der gegen Bezahlung singenden Klageweiber. Diese waschen auch die
Leiche, umwickeln sie mit blauem oder weißem Kattun und legen sie
so in eine Kakoja (Matte), welche sie mit Seilen umschnüren. Die
sonst fast immer auffällige Brücke der Häuser wird bei solchen Ge-
legenheiten gut befestigt. Man legt die verschnürte Leiche dann auf
eine Bahre von Bambus, welche von den nächsten Anverwandten unter
schrecklichem Geheul nach dem Begräbnisplatze getragen wird. Nun
wird das Grab ausgeworfen, und die Leiche in halb sitzender Lage in
die nicht sehr tiefe Grube hineingelegt. Während des Begräbnisses
muß sich im Dorfe jedermann still verhalten. Verschiedene Sachen,
welche der Papua für seinen täglichen Gebrauch nötig hat, werden
dem Verstorbenen in das Grab mitgegeben, als Teller, eine Flasche,
ein Pinangkästchen mit Tabak und Zubehör und ein Sack. Auf das
Grab legt man bisweilen Pfeile und Bogen, ja selbst einen kleinen

Kahn. Man glaubt, daß der Verstorbene die Sachen dort nötig habe, wohin er nun gegangen ist. Ehe das Gefolge sich entfernt, findet noch eine Zeremonie statt. Die Trauernden stellen sich rings um das Grab, nehmen ein Blatt von der Erde auf, falten dieses in der Form eines Löffels zusammen und halten es einige Male über den Kopf, als ob sie den Inhalt des Blattes darauf ausschütten wollten, wobei sie die Worte murmeln: „Rur i rama“, d. h. „der Geist kommt.“ Dieser Ausruf soll den Geist beschwören, daß er niemanden beunruhige. Die Totengräber selbst dürfen ihr Haus nicht eher betreten, als bis sie sich gebadet und alles Unreine, was von den Toten ihnen anhaften könnte, von sich entfernt haben, damit der Geist des Verstorbenen keine Macht über sie bekomme. Als Zeichen der Trauer um einen Toten wird den nächsten Anverwandten, sowohl Männern als Frauen, das Haar abgeschnitten. Stirbt einem Manne die Frau, so läßt sich derselbe das Haupt ganz kahl scheeren bis auf eine Locke über der Stirn und eine über dem Ohr, welche durch eine Perlenschnur mit einander verbunden werden. Als sonstige Trauerzeichen gelten ein um den Oberarm gelegtes schwarzes Rohrarmband und ein weißes Halsband, welches letzteres so lange getragen wird, bis es zerfällt. Einige Leute tätowieren sich zum Andenken an die Verstorbenen, meist thun dies aber nur die Frauen. Doch führt Missionar van Hasselt auch das Beispiel eines Mannes an, der die Figur eines Knaben auf seinem Rücken eintätowiert trug. Als der Papua nach der Bedeutung der Figur gefragt wurde, antwortete er, daß dieselbe seinen verstorbenen Sohn darstellen solle, den er nun immer mit sich herumtrage. Andere lassen sich Gegenstände in die Haut tätowieren, welche die Verstorbenen bei Lebzeiten in Gebrauch hatten, als Messer, Teller, Bogen und Pfeile, Tabakkästchen u. s. w. Nicht alle Papuastämme beerdigen ihre Toten, sondern viele Bergbewohner lassen die Toten auf einem ziemlich hohen Gerüste austrocknen, wozu sie unter demselben ein großes Feuer anzünden, welches beständig unterhalten wird, bis die Leiche ganz trocken ist; danach wird sie im Hause aufbewahrt. Es soll dabei noch eine abscheuliche Gewohnheit bestehen. Es wird nämlich die Feuchtigkeit, die aus dem Leibe des Toten herabtröpfelt, in einem Gefäße aufgefangen und der Witwe etwas davon zu trinken gegeben mit der Drohung, daß bei etwaiger Weigerung ihr der Kopf abgeschlagen werde. Bei dem Begräbnisse der Sklaven geht es sehr einfach zu; diese schafft man so schnell als möglich beiseite. Entweder werden ihre Leichen, mit einem Steine um den Hals, ins Meer geworfen, oder man verscharrt sie oberflächlich im Boden, so daß Schweine oder Hunde das Grab aufwühlen und die Leichen zerfleischen. Kleine Kinder, besonders Säuglinge, werden nicht beerdigt, sondern nach ihrem Tode in kleinen Kästchen auf die Äste eines Baumes gestellt. Über den Wäldern lagert sich meist am Abend ein dichter Nebel. In diesen Nebelwolken wohnen nach dem Glauben der Eingeborenen Narwur und Imgier, ein männlicher und ein weiblicher Geist, welche die Säuglinge und kleinen Kinder töten, aber nicht aus Bosheit, sondern aus Liebe, weil sie die Kleinen gern bei sich haben

möchten. Stirbt nun ein Kind, so wird es als ein Opfer für das Geisterpaar auf einen Baumast gesetzt, in der Hoffnung, daß die beiden, da sie ihr Teil erhalten haben, nun die anderen Kinder verschonen werden. Von Opfern auf den Gräbern ist nichts bekannt; nur daß die Papua den Verstorbenen Speise und Zuckerrohr, sowie die Bilder des Vaters und der Mutter aufs Grab legen. Wenn man sie nach dem Grunde ihrer Handlungsweise fragt, so antworten sie wohl zunächst, daß der Tote diese Sachen esse, und wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, daß ja Ratten, Mäuse und anderes Ungeziefer sich darüber hermachen, so lautet die Antwort: „Nun, wir lieben unsere Toten und deswegen stellen wir das Essen dahin; sie mögen es essen oder nicht!“ (Siehe „Allgemeine Missionszeitschrift“ 1877, S. 315 f.)

Litterarische Umschau.

Dr. E. Mähly, Zur Geographie und Ethnographie der Goldküste. Mit Karte. Separatabdruck aus den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. Basel, G. Bauer 1885.

Bekanntlich war Dr. E. Mähly von der Baseler Missionsgesellschaft beauftragt worden, ihre Stationen an der Goldküste in seiner Eigenschaft als Arzt einer genauen Untersuchung zu unterziehen, um in sanitärer Beziehung die nötigen Verbesserungen und einen größeren Schutz gegen die Malariafieber zu bewirken. Daß letzteres auch dem kundigen Arzte nur in ganz beschränkter Weise zur Zeit möglich ist, zeigt der Verfasser der vorliegenden Schrift, welche in lichtvoller Weise die Hauptmomente aus der Geographie und Ethnographie der Goldküste dem Leser vorführt. Eine dankenswerte Beigabe bildet die im Maßstabe von 1 : 800 000 ausgeführte Karte, welche die Goldküste ostwärts vom Praflusse und das Gebiet des Voltastromes von Salaga bis zur Mündung umfaßt. Aus dem Jahr 1884 sind die Itinerarien des Dr. Mähly, der bis Salaga gelangte, und der Missionare L. Müller, G. Zimmermann, F. Ramseyer und D. Asante verwertet. Was die Höhenangaben anlangt, so beruhen 250 davon auf Dr. Mählys Messungen, während die anderen 150 der englischen Seekarte entnommen sind.

G. K.

A. Riggenbach, Zum Klima der Goldküste. Separatabdruck aus den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. Basel, G. Bauer 1885.

Unter sorgfältiger Verwertung der vereinzelt metereologischen Notizen englischer und französischer Beobachter und gestützt auf das von den Baseler Missionaren und von Dr. Mähly gesammelte Material gibt der Verfasser einen Überblick über die klimatischen Verhältnisse der Goldküste. Am Schluß ist eine graphische Darstellung über den

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1886

Band/Volume: [4](#)

Autor(en)/Author(s): Redaktion

Artikel/Article: [Kleinere Mitteilungen 116-119](#)